

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau
Nr. 22. Bromberg, den 28. Januar 1937

Und ewig singen die Wälder

Roman von Trygve Gulbranssen.

Berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Ellen de Boor.

(21. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Mutter und Großmutter hatten bittere Enttäuschungen durchgemacht und ließen das junge Mädchen oft hören, Liebe und dergleichen sei falsches Lügengebilde; und die Mutter sagte ihr, Männer seien rücksichtslose Heuchler, von denen man sich gänzlich fernhalten müsse.

Als Adelheid zwanzig Jahre alt war, starb die Mutter und kurz darauf die Großmutter — und nun blieb ihr keine Wahl, sie mußte zum Vater ziehen, den die Mutter sie nur tief verachten gelehrt hatte. Gerade damals ließ man ihn wissen, daß man seine Dienste in der Armee nicht mehr benötigte, und es stand bei Adelheids Ankunft traurig um sein Einkommen wie um seine Stimmung. Er wollte keinen Menschen im Hause haben, der ihn, noch verbitterter als früher seine Frau, bei all seinem Tun und Treiben mit richtenden kritischen Blicken verfolgte. Gleichwohl mußte der Major seine Vorzüge haben; denn trotz allem Mißgeschick hatte sich sein alter großer Verkehrskreis nicht von ihm zurückgezogen. Ja, ein entfernter Verwandter half ihm auf mannigfache Weise, und so wurde allmählich alles erträglicher für ihn, sowohl der Abschied aus der Armee wie die Rückkunft der Tochter; seine alte gute Laune begann langsam wiederzukehren. Er erhielt wie bisher Einladungen zu Festlichkeiten, und seine Tochter mußte dabei sein. Lag es nun an Adelheids Jugend oder an der Berührung mit der heiteren Seite des Lebens — sie fing sichtlich an, sich zu entwickeln. Als sie den Schnitt ihrer Kleider und ihre Haartracht etwas änderte und ihr Benehmen gewandter wurde, machte man den Major eines Tages darauf aufmerksam, daß er eine Schönheit im Hause habe. Von diesem Tage an betrachtete er seine Tochter mit Respekt; denn Schönheit war etwas, was ihm Achtung einflößte. Jetzt erst merkte er, daß sie ihrer Großmutter vornehme Miene und daneben etwas von seiner eigenen flotten Haltung aus der Jugendzeit besaß. Der Major begann nun noch fleißiger an seinen Ausgaben zu sparen, damit seine Tochter mehr auf ihre Kleidung verwenden konnte, und damit fing Adelheids Siegeszug an. Alle Blicke folgten ihr, überall, aber — — — ja, es gab ein Aber. Die Zeiten hatten sich gewandelt; Geld und Geldeswert hatten ungeheure Bedeutung gewonnen, und hiervon besaß Adelheid nichts. Noch schlimmer war, daß ihr eigentümliches Wesen gleichsam einen Panzer von Unnahbarkeit um sie legte. Dazu ihre reichen Kenntnisse, ihr kühler kritischer Blick — all das rief eine Art Scheu vor ihr wach.

Der Major hegte anfangs sicherlich Hoffnungen für ihre Zukunft, aber er konnte keine gute Partie unter den zahlreichen Bewerbern erspähen, die ihre ungewöhnliche Schönheit trotz allem um sie scharte. So waren bereits fast sieben Jahre vergangen, und gerade, ehe sie im Sommer aufs Land reisten, nahte endlich Adelheids Schicksal in Gestalt eines Apothekers. Er hatte zwar seine Jugend zum größten Teil hinter sich, galt jedoch für wohlhabend. Hier kam es zu einem Zusammenstoß zwischen Vater und Tochter. Sie wollte von dem Apotheker nichts wissen, sich überhaupt nicht verheiraten. Der Major wurde fuchsteufelswild und gab ihr zu verstehen, in solchen Zeiten müsse man Vernunft annehmen. Ja, er ging so weit, zu erwähnen, daß er bis über beide Ohren in Schulden stecke und bald keinen Ausweg mehr sehe. Adelheid war tief entrüstet, daß der eigene Vater ihre Schönheit als Unterhaltsquelle betrachtete. Durch all ihren anerzogenen Hochmut hindurch hatte sie in diesen Jahren in der Stadt doch nach und nach entdeckt, daß das Leben nicht nur aus alten Formen und Großmutters Standesgefühlen bestand, ja, daß in der neuen Zeit Adel und Stand nicht mehr soviel bedeuteten, und nichts mehr war wie früher. Die Armut hatte auch wohl ihre Wirkung auf sie nicht verfehlt — aber dieser Apotheker — — — nein! Sie stampfte mit dem Fuß auf, wenn sie nur an ihn dachte.

So sah also das Leben für Adelheid Barre aus, als sie in der schönsten Blüte ihrer Jahre kalt und verbittert mit Elisabeth von Gall umherspazierte. Sie waren nicht sehr vertraut, nein, hatten sich aber allerlei zu erzählen. Adelheid verkehrte viel in den Kreisen der Stadt, und davon wollte Elisabeth gern hören.

Mitunter trug es sich zu, daß sie, in ihre Unterhaltung und Gedanken vertieft, bis zur großen Landstraße wanderten und schnell vor einem Gespann beiseite springen mußten, das vom Norden herkam. Die Gäule waren rabenschwarz und griffen gewaltig aus, und die Insassen fuhren ohne Gruß vorbei. Alle anderen grüßten Fräulein Elisabeth mit großer Ehrerbietung, doch diese mit den Rappen jagten nur vorbei, als brenne es hinter ihnen.

Adelheid hatte mehr als einmal gefragt, woher diese Pferde kämen; immer bekam sie nur das eine zur Antwort: von Norden. Hieraus war nicht klug zu werden, und daher erwachte ihre Neugier.

Da geschah es eines Morgens, daß sie frühzeitig im Garten Bruder Lorenz begegnete. Anders hieß er bei den Menschen nicht. Er war zwar des Obersten leiblicher Bruder, aber ein Sonderling, und durfte sich dem Besuch nur selten zeigen. Deshalb ging er morgens früh in den Garten.

Er trug seinen Kopf eigentümlich schief, der Bruder Lorenz — als lausche er beständig und sei vor Gefahren auf der Hut. Er fürchtete sich vor allem, und man machte ihm überdies noch Angst, um ihn vor den Leuten verborgen zu halten; einesteils wegen seiner Verwirrtheit, und dann, weil es ihm einfallen wollte, absonderliche Dinge zu erzählen: er habe früher viel Geld gehabt, Gold, Silber und Papier, und alles verloren; und anderen Unsinn.

Der Oberst mußte wohl seine Gründe haben, Lorenz von den Menschen fernzuhalten.

Auch Adelheid wußte von seinen Eigentümlichkeiten und fürchtete sich daher nicht, als er auf einem Gartenweg vor ihr auftauchte. Am Ende war sie gerade deshalb so zeitig hinausgegangen, um Bruder Lorenz zu treffen? Es war womöglich nicht das erstemal, daß sie ihre Neugier bei

ihm zu befriedigen gedachte, wenn man ihr etwas verheimlichte. Sie begrüßte den alten Kerl freundlich mit ein paar allgemeinen Redensarten, es sei kalt und werde bald Winter. Bruder Lorenz blinzelte unruhig wie bei starker Sonne und entgegnete, er fände Adelheid bedeutend hübscher als Elisabeth — nicht nur den Namen — und Elisabeth sei überhaupt bösartig, und der Teufel werde sie noch mal bei lebendigem Leibe holen.

Adelheid wurde es etwas unheimlich, so ganz verrückt schien er ihr aber nicht zu sein. Dann senkte sie die Stimme und flüsterte vertraulich; sie wußte nämlich, daß man flüstern mußte, um seine Spannung zu erregen, sonst irrten seine Gedanken auf etwas anderes ab. Sie flüsterte, sie habe fürchterliche Rappen in rasendem Tempo vorbeifegen sehen, und fragte, gleichsam entsetzt, woher sie kämen.

Lorenz lauschte mit offenem Munde und antwortete so leise, als verrate er das größte Geheimnis der Welt: Die Gäule kämen von einem Hof Björndal oben in der Waldsiedlung; und um das Geheimnisvolle noch zu steigern, fügte er hinzu, was man ihm zur Abschreckung weisgemacht hatte: „Sie haben dort einen Hauptmann, Klinge heißt er. Der ist oben eingesperrt — und es ist da kalt und finster. Er bekommt niemals geheizt und kein Licht. Elisabeth hat es erzählt, und mich werden sie auch dorthin schicken, wenn ich nachts in der Kammer laut rede."

Adelheid hatte mehr erfahren, als sie erwartete. Diese Geschichte mit dem Hauptmann mußte sie ihrem Vater mitteilen, der forschte ja schon weit und breit nach seinem alten Freunde. Sie bedankte sich bei Bruder Lorenz, und er durfte ihr die Hand küssen — das einzige Überbleibsel von Galanterie aus seinen Kavalierstagen —, und hocherhobenen Hauptes ging er stolz seiner Wege.

Adelheid dachte über den alten Hauptmann nach. Weshalb war er hier? Allerdings stimmte etwas nicht ganz bei ihm. Er mußte wohl getrunken haben. Er sei hart behandelt worden, allzu hart, sagte ihr Vater — denn er sei ein so guter Kamerad gewesen, der Hauptmann Klinge; doch weshalb sollte der arme Kerl auf jenem Hof eingesperrt sein?

Sobald sich später am Tag Gelegenheit bot, nahm Adelheid den Vater beiseite und berichtete, was sie von Bruder Lorenz erfahren hatte. Das schlug ein, Major Barre wurde Feuer und Flamme. Wenn sein alter Herzensfreund noch am Leben war und hier in der Nähe eingesperrt, dann wollte er auf der Stelle hin. Adelheid hatte es ihm erst mittags erzählen können, und Oberst von Gall hegte Bedenken, den Major nordwärts zu dem Freund fahren zu lassen. Der Major mußte Adelheid versprechen, Bruder Lorenz nicht zu verraten, denn dann bekam er Schelte. Daher erwähnte er nicht, daß der Hauptmann eingesperrt sein sollte, und beschränkte sich darauf, daß er von dessen Aufenthalt auf Björndal wisse und ihn vor seiner Rückkehr in die Stadt besuchen müsse. Der Major bemerkte nicht, wie rot der Oberst wurde, als von einer Fahrt nach Björndal die Rede war; er drängte eifrig und bekam schließlich Pferd und Wagen. Zu aller Verwunderung und Elisabeths Ärger hatte sich auch Adelheid zum Mitfahren fertig gemacht. Elisabeth gab ihr zu verstehen, es schicke sich nicht für sie, mit auf einen solchen Hof zu fahren, ihre Stimme klang warnend und bitter, aber es nützte nichts.

Also geschah es zum zweiten Male, daß ein Wagen vom großen Hof Borgland nordwärts fuhr. Der Major hielt, wie jeder Fremde, auf Hammarbö, erkundigte sich nach Björndal und Hauptmann Klinge — und dann ging's weiter.

Die Straße nach Björndal, den steilen Hügel hinauf, war für ein fremdes Pferd schwierig. Sie kamen nur langsam voran und hatten Zeit, die alten knorrigen Bäume und moosbewachsenen Steinwälle zu betrachten, die von Stamm zu Stamm aufgerichtet waren. Sie gelangten durch ein Tor aus ungeheuren Stämmen in den Hof, der ordentlich aussah, blankgefegt wie eine Tenne, mit einem Schleier von grünem Rasen und der dreistämmig ragenden riesigen Eiche in der Mitte. Jungfer Kruse, wachsam wie immer, trat in die Laube hinaus. Da der Wagen von Borgland gefahren kam, lag Staunen auf ihrem Gesicht, aber bei der Frage nach Klinge nickte sie freundlicher. Es war immer düster in der Diele, denn sie hatte kein Fenster, und der Schein des Kaminfeuers wirkte nur schwach, wenn man vor Einbruch des Abenddunkels von draußen kam. Die beiden Ankömmlinge konnten sich hier nur mühsam zurechtfinden, aber sie sahen eine schwere Männergestalt von der Bank am Kamin aufstehen und bekamen einen festen Händedruck. Gleichzeitig kam der Hauptmann die Treppe im Hintergrunde herunter; er konnte sie gut erkennen, da sie vom Kaminfeuer beleuchtet dastanden. Er mußte sich vor Erstaunen über den Anblick am Geländer festhalten. „Nein — was sehen meine Augen!" brach er aus. „Lieber, lieber Barre — bist du es wirklich — alter Gauner — und das schöne Fräulein Adelheid!" Und der Major und der Hauptmann blickten einander an und lagen sich in den Armen. Barre musterte Klinge genau, ob er bleich und eingesperrt aussähe; doch sein Antlitz war von Sonne und Wind so frisch gebräunt wie in den Soldatentagen seiner Jugend. Also war das mit dem Eingesperrtsein nur dummer Schnack. Adelheid hatte sich an die Tür zurückgezogen, als sei sie auf dem Sprunge, wieder zu gehen, als Jungfer Kruse mit zwei Lichtern zurückkam, die sie auf den Kaminsims stellte.

Alles, was der Major und seine Tochter von sofortigem Wiederfortmüssen versicherten, nützte nichts. Sie mußten ablegen und sich setzen — in die Stube könnten sie keinesfalls, da sie vor Anbruch der Dunkelheit wieder abfahren wollten. Doch es war nicht so einfach, auf Björndal nur so zu kommen und gleich wieder zu gehen. Wenigstens nicht für Major Barre — denn jetzt kamen Gläser auf den Tisch und Pfeifen und Tabak. Der Major zog die Brauen hoch und machte große Augen, als er das erste Glas gekostet hatte. Was in aller Welt schmeckte seine geübte Zunge! Er kostete nochmals, und das genügte. Wie war es möglich? So weit draußen auf dem Lande, ja im Wald, und ein so ausgesucht alter Kognak! Er kostete noch einmal, zögerte mit dem Hinunterschlucken. Dann blickte er verwundert zu Vater Dag hin, der bedächtig seine Pfeife rauchte und in die Glut sah.

Auf Borgland wurde in Gegenwart der Gäste niemals ein Wort vom Bärental und seinen Bewohnern erwähnt; daher konnte der Major nicht ahnen, daß es hier im Keller so viele vornehme Flaschen aus dem Holderschen Stadthaushalt gab. Alt waren viele von ihnen sicherlich schon, als sie kamen, und in allen den Jahren, seit sie hier lagerten, nicht jünger geworden. Jungfer Kruse hatte bei ihrer gestrengen Herrin gelernt, sie gut zu pflegen, und da heute so feiner Besuch erschien, holte sie sogleich vom allerbesten herauf.

Wo es im Glase blinkt, da lösen sich die Zungen, und bald flogen die Worte über den Tisch. Der Major erholte sich von seinem ersten Staunen und wurde zum munteren, gewandten Plauderer. Auch Dag taute auf, und der alte Hauptmann fühlte sich vollends wie im Paradiese.

Am Kamin stand ein breiter Armstuhl mit hoher Rückenlehne, aus grobem Holz, aber reich mit Fellen und Kissen ausgestattet. Hier saß Adelheid — tief im Schatten, etwas abseits von der Gesellschaft der Männer. Sie hatte ein großes Glas süßen Wein bekommen und es auf die Armlehne gestellt. Ob sie sich nun langweilte oder ob ihre scharfen Blicke die Herren dort drüben beobachteten — sie saß jedenfalls ungemein still.

O nein, Adelheid Barre war keine, die sich langweilte, wenn man sich nicht mit ihr beschäftigte. Sie lehnte so recht behaglich in diesem großen Stuhl, so ganz für sich im Schatten. Nur in dem Weinglas auf der Armlehne glühte der Schein des Kaminfeuers. Ein Weinkenner wie ihr Vater war sie zwar nicht; aber daß sie einen edlen Tropfen im Glas hatte, merkte auch sie. Ihre Gedanken verweilten eine Zeitlang hierbei, und der kostbare Wein schien ihr gut hierher zu passen. Über dem Ganzen lag eine gewisse, ihr allerdings fremde Vornehmheit. Vielleicht tat es das Altertümliche des Raumes, vielleicht rührte es daher, daß sich ihre Augen dem Halbdunkel anpaßten und allmählich mehr von allem erkannten. An der einen Wand hing ein Wandbehang; alt, aber unendlich kunstvoll gewebt, mit feinen Figuren und schönen Farben. Und dann die Tür, durch die man hereinkam — eine ganz ungewöhnliche Tür. Schwer und wuchtig mit kunstvollen Schnitzereien, und die Eisenbeschläge mit großer Kunst gehämmert. Ja, hier gab es viel zu betrachten, und Adelheid hatte offene Augen.

Draußen war Wind aufgekommen. Sie hörte ein fernes Sausen und einen dumpfen, tönenden Gesang dahinter. Das waren gewiß die Wälder. Sie lauschte und fühlte etwas Neues in sich einströmen von diesem Raum, wie von dem Gesang des Windes draußen. Alles war so anders als das, worin sie sich müde gelebt hatte. Eine stetige, ruhige Kraft über allem, das Leben selbst näher, denn dieses Leben war größer und anders, als es ihr vorher begegnet war.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kabeldepesche.

Von Horst Thilau.

Nicht weit von der Newyork-Brooklyner Hängebrücke bewohnte Eric Wheeler eines der vornehmsten Hotelzimmer. Seit ein paar Stunden erst.

Auf dem Tisch in der Mitte des Zimmers lagen Schriftstücke und technische Zeichnungen wüst durcheinander. Wheeler saß in der Ecke, rauchte langsam eine Zigarette und dachte angestrengt vor sich hin. Wochenlang schon befand sich sein Gehirn in einer unaufhaltsamen Steigerung von Zahlen und Kombinationen.

Nach einer Weile erhob sich der Hotelgast wieder und blieb sekundenlang vor der alten Mahagonivitrine stehen, die erlesene Phantasieerzeugnisse der Porzellankunst barg. Wheelers Augen hafteten darauf wie auf einem schwarzen Punkt, in dem man Sammlung und Vertiefung sucht. Sein Gesicht flackerte wie von Unruhe und Ungeduld. Man sah, wie er sich abquälte, durcheinander geratene Gedankenfäden wieder in Ordnung zu bringen

Da klopfte es. Der Page brachte in verschlossenem Umschlag eine Karte. Eine Karte mit zwei knappen Worten: „Jack Marton".

„Der Herr läßt sehr bitten, unter allen Umständen noch vorgelassen zu werden", bestellte der Page.

Bevor Wheeler noch antworten konnte, stand Jack Marton bereits vor ihm. „Im allgemeinen falle ich zu so vorgerückter Stunde zwar nicht mehr lästig, aber die Dringlichkeit der Angelegenheit — —"

„Sie sind mir gänzlich unbekannt, mein Herr, und da ich mir den heutigen Abend für die Oper vorgemerkt habe — —"

„Sie werden wohl oder übel verzichten müssen, Herr Wheeler", entgegnete Jack Marton mit nicht mißzuverstehender Betonung. „Es sei denn, daß Sie imstande sind, das Problem schneller zu lösen, als es zunächst vielleicht den Anschein haben mag."

„Die späte Stunde ist wohl kaum dazu angetan, nennenswerte Probleme anzuschneiden." Wheelers Stimme hatte einen Ausdruck der Härte und Sprödigkeit angenommen. „Mit welchem Recht übrigens — —"

„Herr Wheeler, keine überflüssigen Abschweifungen, bitte! Der Problemlösung voraus geht eine, — wenn ich so sagen darf —, für Sie wohl höchst inhaltsschwere Kardinalfrage: Wie schätzen Sie das Leben ein? Lebenswert oder nicht allzu — —"

„Ich muß endlich darum ersuchen, daß Sie mich nicht unnützerweise aufhalten. Ich lasse Sie hinausbringen, wenn Sie nicht unverzüglich —"

Blitzartig fuhr Wheelers Hand zum Fernsprechgerät.

„Herr Wheeler, ich sehe mich genötigt, Sie vor Ihren eigenen Unartigkeiten in Schutz zu nehmen", grinste Jack Marton. Im Nu hatte der Besitzer den Kontaktstöpsel entfernt, mit dem sich der Fernsprechapparat an verschiedene Leitungsstellen anschließen ließ.

Wheeler stutzte. Überlegen traf ihn der kühle Blick Jack Martons. Da wetterleuchtete es in Wheelers Gehirn: „Jack Marton! Der Mann mit dem siebenschüssigen Revolver, der Polizeischreck Newyorks und Chicagos, einer der kaltblütigsten Verbrecher seit Jahrzehnten!"

„Unter der Voraussetzung, Herr Wheeler, daß Sie dem Leben mehr zugetan sind als dem Gegenteil vom Leben, unter der Voraussetzung, daß Sie mir die Ingebrauchnahme meiner Schußwaffe freundlichst ersparen, wende ich mich dem eigentlichen Zweck meines Hierseins zu. Ich habe Ihnen eine chiffrierte Kabeldepesche zu unterbreiten. Mein Auftraggeber legt ungeheuren Wert darauf, daß Sie heute Abend noch den Text der Depesche entschleiern, denn es dreht sich um Riesenverluste, wenn der genaue Sinn der Depesche nicht rechtzeitig enträtselt wird."

Jack Marton entfaltete das Formular. Schalkhaft hüpften die Buchstaben der Kabeldepesche vor Wheelers Blicken auf und ab.

„Sie schweigen Herr Wheeler?" setzte der Zudringling, der sich wie ein Standbild vor dem Hotelgast aufgerichtet hatte, nach einer Weile das Gespräch fort. „Sie werden mir unter allen Umständen Antwort geben müssen, wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist."

„Die Aufgabe, vor die Sie mich stellen", erwiderte Wheeler „wird nie und nimmer zu lösen sein. Von keinem Menschen der Welt. Nicht einmal von mir, der ich dieses Chiffreverfahren selber erfunden habe. Das Verfahren ist im vorigen Monat von mir für die Großhandelsfirma Tucker ausgearbeitet worden und verkörpert den raffiniertesten Code, der jemals erdacht wurde. Da sich der Schlüssel des Codes für alle Tage des Jahres verändert, — nein, nicht nur für ein bloßes Jahr, sondern auf Jahrzehnte hinaus, — gibt es keine Möglichkeit, den Wortlaut zu dechiffrieren. Nur die Firma Tucker, der ich vorläufig für einen Zeitraum von fünf Jahren den täglich sich ändernden Schlüssel angefertigt habe, ist imstande, den Text der Depesche in die Umgangssprache zu übersetzen."

„Herr Wheeler! Sie belügen sich selber!" Jack Marton schnaubte wie ein wütendes Tier. „Sie sind ein Feigling, der sich durch einen plumpen Schwindel einer heiklen Lage entziehen möchte."

In Wheeler tobte es. „Und nennen Sie mich tausendmal Feigling! Ich erkläre Ihnen nochmals, daß der Schlüssel des Geheimnisses einzig und allein bei er Firma Tucker liegt, daß ich nicht einmal selber, wiewohl ich der Vater des Chiffriersystems bin, die Entzifferung vornehmen kann."

Jack Marton war ganz nahe an den Hotelgast herangetreten. „Wollen Sie, bitte, Herr Wheeler, von der Existenz meines Revolvers gütigst Kenntnis nehmen!" Der Besucher hatte die Schußwaffe hervorgezogen und hielt sie Wheeler vor die Stirnwand. „Ich richte zum letzten Male an Sie die Frage, Herr Wheeler, sind Sie bereit, die Depesche zu entziffern oder nicht?"

„Und wenn Sie mir noch ein halbes Dutzend mal die gleiche Frage vorlegen, ich werde Ihnen ebenso oft antworten müssen, daß zu der Entzifferung nur die Firma Tucker befähigt ist."

Da knallte ein Schuß . . . Eric Wheeler sank in den Sessel zurück . . .

Zwei Stunden später schlug Wheeler wieder die Augen auf . . . ein süßlicher Geruch lag in der Luft. Eine merkwürdige Benommenheit drückte auf Wheelers Gehirn.

Plötzlich fielen die Augen des Hotelgastes auf einen Brief, der mitten auf dem Tisch lag. Hastig riß Wheeler den Umschlag auf und las:

Sehr geehrter Herr!

Nehmen Sie uns das harmlose Spiel unseres Privatdetektivs nicht für übel! Es war nur eine unbedenkliche Gasbetäubung, die die Szene in Ihrem Zimmer beschloß. Worauf es uns ankam, war die einwandfreie Feststellung, ob das von Ihnen ausgearbeitete Verfahren tatsächlich die hundertprozentige Sicherheit bietet, die Sie uns zusagten. Diese unbedingte Zuverlässigkeit ist nun restlos erwiesen und wir haben deshalb unsere Bank angewiesen, Ihnen in Anerkennung Ihrer gewissenhaften Arbeit ein Zusatzhonorar von dreihundert Dollar zu übermitteln. Haben Sie nochmals vielen Dank!

Creek Tucker, Großhandelshaus.

Knaben im Krieg.

Skizze von Alfred Richter.

Im Frühjahr 1813, als der in Frankreich eilig ausgehobene Ersatz — zwei volle Jahrgänge unterhalb des Rekrutenalters — endlich in Sachsen eintraf, wo Napoleon schon ungeduldig auf ihn wartete, rief beim Anblick der halben Knaben ein Generalstabsoffizier bestürzt aus: „Was sollen wir mit diesen Spanferkeln machen?"

Dieses Wort blieb zu Unrecht an ihnen hängen.

Und die blutjungen preußischen Freiwilligen, die bei Großgörschen wie die Löwen fochten, hatte Napoleon, freilich weidlich nachdenklich über so viel Draufgängertum, eine „Kindfanterie" genannt.

Sie taten beide ihre Pflicht in vollem Maße, jeder auf seiner Seite, der Kindfanterist wie das Spanferkel . . .

Die 44. französische Division hatte an der sächsisch-böhmischen Grenze ihre Feuertaufe erhalten, wurde zurückgenommen und rückte in der Nacht zum 24. August in aller Stille wieder in Dresden ein. Sie blieb alarmbereit. Die Übermüdeten lagen schlafend in voller Rüstung auf dem Pflaster der Straßen in der Pirnaischen Vorstadt. Kanonen und Kriegsfahrzeuge donnerten an ihnen vorüber; aber keiner hörte es.

Da war Gaston Duhamel, der Fünfzehnjährige. Plötzlich von seinem Korporal emporgerissen und angeschrien, reihte er sich taumelnd ein. Das Bataillon marschierte wieder zur

Stadt hinaus. Es war noch Nacht. „Vorwärts! Vorwärts!" drängten die Offiziere.

Der Kommandant der Schanze II in der Nähe des Großen Gartens unweit Blasewitz wartete schon ungeduldig auf die ihm zugeteilte Besatzung: Artillerie und 180 Infanteristen. Da waren sie nun!

Der Himmel wurde schon licht, und mit einem Schlage war das Gebrüll der Kanonen da. Sofort mischte das Geknatter des Kleingewehrfeuers sich ein. Fernes Hurra scholl herüber. Die erste Stückkugel, die über die Brüstung in die Schanze II hereinkrachte, tötete mehrere Leute. Gaston wurde durch den Luftdruck an die Rückwand geschleudert, fiel zu Boden, lag betäubt — er wußte nicht, wie lange — hörte im Traum einen rätselhaften Lärm, als stritten sich Menschen in seiner Nähe, wurde dadurch munter, daß jemand auf ihn trat, richtete sich auf und stand mitten in einem ungeheuren Getöse aller Waffen. Tote, Verwundete lagen umher. Offiziere schrien Befehle, und die Kameraden luden und schossen stumm, luden und schossen und hatten Gesichter, so starr wie Masken.

In diesem Augenblick brach aus dem Großen Garten eine dichte Kette von feindlichen Schützen mit Hurra hervor. Sie achteten nicht auf ihre Verluste und kamen geschwind heran. Nun sah man die Gesichter der Vordersten von der Schanze II aus schon ganz deutlich. Da war einer, der lief mit geschwungenem Degen vor dem Glied — —

Warum fiel gerade dieser eine dem Knaben Gaston auf?

Weil auch dieser eine noch ein Knabe war, Georg von Nikisch, preußischer Fähnrich im 1. Bataillon des 10. Reserve-Regiments, der sich heute die Epauletten verdienen wollte. Die Brigade Zieten, zu der seine Truppe gehörte, hatte in schwerem Ringen den Großen Garten von den Franzosen gesäubert und sollte nun die wichtige Schanze II angreifen. Welche Gelegenheit für einen ehrgeizigen Degenfähnrich, Leutnant zu werden!

Da feuerte Gaston, der atemlos, in einem Gemisch von Neugier, Bewunderung und Neid diesen schneidigen Kerl da vorne heranstürmen sah, seinen ersten und einzigen Schuß ab, den er überhaupt losbrannte in diesem Kriege. Er zielte mitten auf die Brust und traf. Wie vom Blitz gefällt, stürzte der Gegner in sich zusammen.

Gaston, im stillen mehr entsetzt über seine Tat als beglückt, lud in großer Verwirrung, der einzelnen Handgriffe noch wenig kundig. Als er endlich damit fertig war, sah er das Vorfeld frei von Stürmern. Sie waren in den Wald zurückgeflutet. Zurückgelassen hatten sie nur die Gefallenen. Und dort, gar nicht weit vom Graben entfernt, als einer der Vordersten lag er, den Gastons Kugel niedergestreckt hatte.

Aus der Pirnaischen Vorstadt rückten jetzt im Geschwindschritt Garden vor. Sie warfen sich mit Geschrei in den Wald. Der Kampflärm entfernte sich mit ihnen.

Und da tat Gaston etwas Sonderbares. Er schlicht hinaus, um dem Knaben, den er ganz einfach niedergeschossen hatte, einmal ins Gesicht zu sehen. Doch als er sich über den Preußen niederbeugte, der da dämmernd lag, hob der plötzlich in gefühlsmäßiger Abwehr die Hand mit der Pistole. Ein Schuß krachte; Gaston brach zusammen, ohne einen Laut von sich zu geben, stürzte genau auf den Liegenden und breitete die Arme aus; der andere tat, vielleicht schon im Fieber, das gleiche, und die beiden umschlossen einander. So blieben sie liegen . . .

Nicht lange danach rappelten sich die vor Müdigkeit torkelnden Soldaten in den Bastionen und Gräben plötzlich auf: „Saint Cyr kommt! Obacht!" St. Cyr, Marschall von Frankreich, Oberbefehlshaber der vier Spanferkeldivisionen und Verteidiger der Stadt, beging die am stärksten bedrohten Außenwerke; zunächst die Schanze II.

Dann stand er draußen im Vorfeld und hatte ein Bild vor sich, das er, hätte er es nicht mit eigenen Augen gesehen, als eine Erfindung der Phantasie zurückgewiesen haben würde: Zwei Knaben, Feinde, beide schwer verwundet, lagen da und hielten einander wie Brüder, wie unzertrennliche Kameraden umschlungen, aber die mörderischen Waffen gleichwohl noch fest in den Händen. Es war, als hätte der Tod sie gepackt und einander teuflisch in die Arme geschleudert.

Aber das Leben nahm sich ihrer nun wieder an. St. Cyr sorgte dafür, daß sie aus dem Kampffeld geschafft wurden. Ohne sein Dazwischentreten würden sie hier verkommen sein.

Wochenlang lagen sie beide im Fieber, und noch bevor sie von einander wußten, wurden sie getrennt; denn Gaston war zum Kriegsgefangenen geworden. St. Cyr hatte sich mit den Resten seiner Division ergeben müssen.

Als Genesende lernten die beiden Knaben einander endlich kennen. Georg war es erlaubt worden, den anderen aufzusuchen. Der ehrgeizige Gaston erholte sich langsamer, weil er unter dem Bewußtsein litt, ein Kriegsgefangener zu sein. Georg empfand das sofort und ging ritterlich darüber hinweg. Sie tauschten höfliche Worte und gaben sich die Hand, maßen einander aber mit den Augen.

Georg wurde heimgeholt und gesund gepflegt. Gaston erlebte es endlich, nach dem Friedensschluß ausgetauscht zu werden.

Sie waren beide ergrimmt darüber, nur ein einziges Gefecht mitgemacht zu haben.

Aber es kam das Jahr 1815 mit vielen Gefechten und der blutigsten Schlacht aller napoleonischen Kriege: Waterloo.

Georg von Nikisch ist hier gefallen. — Und Gaston? So wie er war, feurig, ruhmbegierig und gewillt, vieles nachzuholen, muß von ihm angenommen werden, daß er in den Reihen der kaiserlichen Truppen nicht gefehlt hat. Und dann wird ihn wohl der völlige Untergang dieses stolzen Heeres mit hinweggewischt haben.



Bunte Chronik



In 100 Jahren alle Menschen verrückt?

In anderen Ländern fängt man an, sich Sorge wegen der Zunahme der Geisteskrankheiten zu machen. Französische Psychiater haben neuerdings auf die Gefahren aufmerksam gemacht, die dem ganzen Volksganzen dadurch drohen, und jetzt hat sich ein australischer Professor, Frances Harding, in einem Vortrag in Sidney ganz pessimistisch geäußert. Er hat gesagt: „Wenn die Geisteskrankheiten in dem derzeitigen Schrittmaß weiter zunehmen, dann werden im Jahre 2039 alle Menschen, Männer, Frauen und Kinder, wahrscheinlich verrückt sein."

Nach Professor Harding hat die Zahl der Geisteskranken im Verlauf der letzten 10 Jahre um 30 Prozent zugenommen. Er spricht übrigens die Vermutung aus, daß Krieg und Wirtschaftskrisis an dieser Entwicklung nicht unschuldig seien.

Die Verantwortung für die pessimistische Prognose von Professor Harding muß ihm selbst überlassen bleiben. Aber auch wenn er die Dinge zu schwarz sehen sollte, sind seine Ausführungen doch ein neuer Beweis dafür, wie weitschauend man in Deutschland mit dem Erlaß der Erbgesundheitsgesetze gewesen ist.



Lustige Ecke



Auf der Suche nach einer Dunkelkammer.



„Könnte ich nicht einen Augenblick zu Ihnen hinuntersteigen um die Kameraplatten zu wechseln?"

*

Schwierige Entdeckung.

Wirt zum Gast, der bei ihm Mittag gegessen hat: „Na, mein Herr, wie fanden Sie das Schnitzel?"

Gast: „Sie werden lachen! Nach längerem Suchen unter dem Blumenkohl . . ."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.